

Geld als Selbsttechnologie

Tjark Müller

Der gute Umgang mit Geld, so scheint es, ist ein gesellschaftliches wie individuelles Anliegen, das nicht ohne einigen Aufwand erreicht werden kann. In ihren Untersuchungen zum Umgang mit Geld in der Schweizer Mittelschicht zeigt die Schweizerin Gisela Unterweger, dass es schichtspezifische Bemühungen gibt, den richtigen Umgang mit Geld zu demonstrieren. Für ihre Interviewpartner/innen, bei denen es wohl auf absehbare Zeit keine finanziellen Probleme geben dürfte, ist dieser Geld-Habitus vor allem von Strategien der Mäßigung, von einem „Ding dazwischen“ gekennzeichnet.¹ Mäßigung als Ideal gilt sowohl für Konsum als auch für Sparen. Es ist eine Kontrollinstanz, die den impulsiven Konsum reguliert, welcher nur ab und zu, aber eben nicht ständig ausgelebt werden darf, auf der anderen Seite manchmal aber auch ausgelebt werden muss. Sowohl ‚verschwenderischer‘ Konsum als auch ‚geizige‘ Sparmaßnahmen sind in der Mittelschicht verpönt, da ersteres den gesellschaftlichen Status gefährden könnte und letzteres es verhindern würde, diesen zu genießen. Ein bewusstes Rechnen gilt als unangemessen und wird durchwegs als Notwendigkeit weniger vermögender Schichten angesehen. Mit diesem intuitiv inszenierten Umgang mit Geld geht eine Entdramatisierung einher, welche sich weder die monetäre Unterschicht, bei der die Knappheit dem Geld eine zentrale Rolle zumisst, noch die vermögende Oberschicht leisten kann, da diese sich aktiv und bewusst mit Investitionen und mit dem Schutz und Erhalt ihres Vermögens auseinandersetzen muss.

Was aber macht Angemessenheit im Umgang mit Geld aus? Nach den klassischen ökonomischen Theorien sollte es doch einfach sein: Man vergleiche alle Angebote und nehme das günstigste, man verhalte sich so, dass unterm Strich so viel wie möglich übrig bleibt. Die alltägliche Lebenswelt gestaltet sich allerdings deutlich komplizierter, was nicht nur an der Unvollständigkeit der Informationen liegt, sondern auch an der oftmals geringen Vergleichbarkeit der Produkte bzw. an den vielfältigen Kapitalsorten, die dem ökonomischen Handeln zugeschrieben werden.

Diese unterschiedlichen Bewertungen standen im Mittelpunkt meines Schreibauftrages, der auf die Erhebung von Tricks im Umgang mit Geld zielte. Wie strukturieren ökonomische Akteur/innen ihren Umgang mit Geld, auf welche Regeln und Ressourcen greifen sie bei ökonomischen Entscheidungen zurück? Dieser

1 Gisela Unterweger: Der Umgang mit Geld als kulturelle Praxis, Zürich 2013, 83–168.

Schreibaufwurf wurde am 8. März 2012 über den E-Mail-Verteiler für sozialwissenschaftliche Umfragen der Universität Innsbruck verschickt, sodass davon auszugehen ist, dass ein Großteil der Antwortenden Studierende sind; eine Zielgruppe also, die allgemein durch eine gegenwärtige Knappheit, zukünftig aber durch die Verfügbarkeit der Ressource Geld gekennzeichnet ist. In der E-Mail wurden die Empfänger/innen aufgefordert, sich auf die Kniffe zu besinnen, die sie in ihrem Umgang mit Geld verwenden. Bis zum 8. April 2012 antworteten insgesamt 41 Empfänger/innen ebenfalls per E-Mail und teilten ihre Strategien mehr oder weniger ausführlich mit. Der Umfang der Einsendungen reichte von zweiseitigen Briefen bis zu ein paar Zeilen. Manche Einsender/innen positionierten sich als Expert/innen („Dazu äußere ich mich gern, da ich einige Tricks in mein Leben eingebaut habe, die mich wirklich mit meinem Geld ganz gut umgehen lassen ... zumindest ist mein Bankbetreuer ganz zufrieden mit mir;-)“) und gaben als solche Tipps („Zum guten Schluss noch einen Tipp“ und „Noch ein Tipp so am Rande ist ...“, alle Zitate aus der Einsendung 6), andere wiederum stellen ihre mangelnden Fähigkeiten, mit Geld umzugehen, in den Mittelpunkt: „Sie haben vielleicht ja bemerkt, dass die Geldwirtschaft nicht zu meinen Stärken gehört“ (Einsendung 14).

Eine erste Beobachtung ist, dass die Teilnehmer/innen erstaunlich oft auf elektronische Zahlungsarten, wie etwa Kredit- oder ec-Karten, verzichten. In den meisten Einsendungen, in denen auf den Gebrauch von ec-Karten eingegangen wurde, berichteten die Teilnehmer/innen von einer ablehnenden Haltung, die inhaltlich mit den folgenden Aussagen übereinstimmt: „Ich lehne ‚Plastikgeld‘ im Normalfall ab. Dies vor allem, weil ich eine bessere Kontrolle habe, wenn ich das Geld wirklich in Händen halte, bevor ich es ausgebe“ (Einsendung 21); oder „Ich gebe wesentlich lieber Bargeld aus, als mit Karte zu bezahlen, auf diese Art habe ich das Gefühl, zu merken wie viel Geld durch meine Hände fließt“ (Einsendung 22).² Ein Trend, der sich darüber hinaus auch beim Rest der österreichischen Bevölkerung zu zeigen scheint, denn zu einem ähnlichen Ergebnis gelangte eine Gruppe von Sozialpsycholog/innen, die die Chipkartenfunktion der Bankomatkarten, die sogenannte elektronische Geldbörse (in Österreich bekannt als „Quick“), untersuchte.³ Auch diese Studie kommt zu dem Schluss, dass die

2 Neben diesen Angaben zu den Gründen für die Ablehnung von Geldkarten wurden vereinzelt noch andere Gründe genannt (etwa der Verschleiß der Geldkarte in der Geldtasche). Zudem gab es Berichte vom gezielten ausschließlichen Einsatz von Geldkarten zur Konsumkontrolle (etwa dass man nur dort einkaufen könne, wo Geldkarten akzeptiert werden).

3 Elfriede Penz u.a.: It's practical, but no more controllable. Social representations of the electronic purse in Austria. In: *Journal of Economic Psychology*, 25 (2004), H. 6, 771–787. Bei dieser „Quick“-Funktion geht es darum, einen bestimmten Geldbetrag auf den Chip zu „übertragen“, welcher an der Kasse ohne PIN abgebucht werden kann, wodurch die Transaktionskosten entfallen. Obwohl dieses Zahlungsverfahren günstig und einfach zu verwenden ist, wird es nur selten genutzt.

Virtualisierung des Geldes durch Karten bei den Nutzer/innen zu einem Gefühl des Kontrollverlusts führt.

Demgegenüber steht die häufige Aussage, dass eine Kartenzahlung immer dann angewendet werde, wenn es sich um große Anschaffungen handelt. Eine Einsenderin beschreibt, dass sie zum Beispiel die Tankfüllung immer mit der Kreditkarte bezahle, „weil dann kostet's nix“. Die Erkenntnis, dass man ja dennoch etwas zahlt (und im Falle einer Kreditkarte womöglich auch noch mehr als bei Barzahlung), ist in jedem Fall da. Die Begründung für das eigene Handeln lautet vielmehr, dass es „weniger weh tut“ (beide Zitate aus Einsendung 10), mit der Karte zu zahlen, als einen frischen Hundert-Euro-Schein anzubrechen.

Wir haben es also mit drei Phänomenen zu tun, die im Folgenden in ihrem Bezug zueinander betrachtet werden sollen. Erstens frage ich daher nach den Merkmalen des intuitiv als positiv bewerteten ‚richtigen‘ Umgangs mit Geld. Zweitens soll in diesem Zusammenhang untersucht werden, warum die Zahlung mit Kartengeld diesem ‚richtigen‘ Umgang anscheinend im Weg steht, und drittens, wie es dazu kommt, dass dennoch in manchen Situationen die elektronische Transaktion der Bargeldzahlung vorgezogen wird.

Als theoretisches Gerüst für die Frage nach intuitivem Handeln dient mir das Konzept der Selbsttechnik nach Michel Foucault. Um zu ergründen, wie Menschen zu Wissen über sich selbst gelangen, definiert er mehrere Technologien, durch welche dies vonstatten geht. Eine Selbsttechnik ermöglicht es dem Einzelnen, „aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel, sich so zu verändern, daß er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt.“⁴ Als Beispiel hierfür führt Foucault die Technik der Selbstreflexion und Selbststoffbarung (genauer: des Tagebuch- und Briefeschreibens) an und zeichnet eine Veränderung nach, die sich von der Antike bis in die Moderne erstreckt. Dabei attestiert er einen Wandel weg von einer buchhalterischen dokumentarischen Tätigkeit zur selbstbestimmten Bilanzierung und Orientierung auf die eigenen Ziele hin zu einem Apparat der Selbst- und Fremdkontrolle mit dem Effekt der Internalisierung sozialer Normen.

Im Umgang mit Geld zeigt sich eine Form der Selbsttechnik, welche in erster Linie auf Kontrollgewinn und Kontrollerhalt des Selbst zielt. Sämtliche Tricks, von denen in den Antworten auf meinen Schreibauftrag die Rede war, haben die Funktion der Selbstkontrolle:

4 Michel Foucault: Technologien des Selbst. In: Luther H. Martin u.a.(Hgg.): Technologien des Selbst. Frankfurt a. M. 1993, 24–62, hier 26.

Fast erinnert mich er [der Umgang mit dem Geld, Anm. Autor] an eine schlechte Beziehung: Wir haben schon gute und schlechte Zeiten hinter uns. Doch oft habe ich das Gefühl, ich bemühe mich, investiere, nehme mich selbst zurück, arbeite an unserem Zusammenhalt, erhalte ein paar schöne belohnende Stunden als Gegenleistung, nur dass mir das undankbare Luder immer wieder aufs Neue durchbrennt. Und zwar mit meiner eigenen Gier, der konsumgeilen. Der Umgang ist somit natürlich ein Kampf mit mir selbst. (Einsendung 26)

In der folgenden Form erscheint Selbstkontrolle sogar messbar: „Ich glaube, trotz Krise und Überschuldung einiger Jugendlichen kann man den geschulten Umgang mit Geld lernen. Denn Erfolg ist für viele Menschen in Zahlen messbar. Es ist der Kontostand. Zum Reichwerden gehört mehr als nur ein Sparbuch. Zum Armwerden auch mehr.“ (Einsendung 3)

Die eigene Gier zu bekämpfen, sich im Sparen zu Verzicht aufzufordern, sind Modifikationen, welche mithilfe des Geldes an sich selbst durchgeführt werden sollen. Sparsamkeit ist aber kein Selbstzweck. Natürlich haben Rücklagen die Wirkung von finanzieller Sicherheit in Krisenzeiten. Aber es gibt weitere, existenziellere Gründe für Sparsamkeit. Wissenschaftler/innen der Universitäten Warschau und Colorado untersuchten, wie Menschen auf Geld reagieren, wenn sie mit der eigenen Sterblichkeit konfrontiert werden. Um die dadurch ausgelöste Angst zu kompensieren, greifen sie unter anderem auf eine Anhäufung materieller Güter, vererbbar oder nicht, zurück. Hier lässt sich eine Verbindung ziehen von der Sparsamkeit zum Streben nach Unsterblichkeit, das Sparen über den Tod hinaus wird zur plausiblen Strategie.⁵

Der Assoziation mit Sparsamkeit geradezu entgegen stehen Geld- und Kreditkarten, dies machen die Einsendungen deutlich. Dem Plastikgeld haftet der Ruf an, unkontrollierbar zu sein, weshalb es häufig gemieden wird: „Ich [...] habe keine Bankomatkarte, da ich sonst B(l)ancomat wäre. Na, Spaß! Ich hebe immer alles, was ich brauche, für einen Monat ab. Und lass das, was ich nicht brauche, in einem Kuvert im Nachtkästchen“ (Einsendung 3), schreibt ein Einsender, und viele andere beschreiben ähnliche Vorgehensweisen. In Situationen, in denen sie einen Kontrollverlust antizipieren, nehmen Studierende einen weiteren Trick zur Hilfe: Beim Ausgehen stecken sie nur Bargeld ein und lassen die Bankomatkarte daheim. Sie haben so den Eindruck, das Risiko zu mindern und den besseren Überblick über ihre finanzielle Lage zu behalten.

Die Verbindung von Kartengeld und Kontrollverlust erklärt der Soziologe Aldo Haesler mit seiner These, dass im fortschreitenden Dematerialisierungsprozess des

5 Tomasz Zaleskiewicz u.a.: Money and the fear of death. The symbolic power of money as an existential anxiety buffer. In: *Journal of Economic Psychology*, 36 (2013), 55–67.

Geldes eine Abkehr von sozialitätsstiftenden Funktionen, also ein Verlust der sozialen Komponente, stattfindet.⁶ Die Wahrnehmung von elektronischem Geld als etwas Unkontrollierbarem fußt also eventuell nicht (nur) darauf, dass man das Geld nicht durch seine Hände gehen sieht. Es geht vielmehr darum, dass durch die immaterielle Bezahlsform eine Verunsicherung entsteht, da die Güter nicht mehr gezahlt werden, indem sie gegen einen anderen Gegenstand, nämlich Geldscheine und Münzen, getauscht werden. An die Stelle des Tauschaktes tritt beim Bezahlen mit Karte ein anderes Ritual. Man steckt die Karte in ein Lesegerät, identifiziert sich über einen Code und wartet, bis der Transaktionsvorgang abgeschlossen ist. Dabei wird der Tauschakt durch einen Prozess der Kontrolle im Foucaultschen Sinn ersetzt. Der/die Zahlende ist nicht mehr Akteur/in seiner/ihrer Handlung, sondern wartet passiv und mit Blick auf die Anzeige darauf, aus dem Ritual entlassen zu werden. Der Trennungsschmerz, den manche Einsender/innen beschreiben, wenn sie Fünzig- oder Hundert-Euro-Scheine an der Kasse überreichen, fehlt hier, aber er wird durch das unangenehme Gefühl des Kontrollverlusts ersetzt:

Natürlich wissen wir, dass das [die Zahlung mit Kreditkarte nichts kostet, Anm. Autor] nicht der Wahrheit entspricht und dann halt am Monatsende das böse Erwachen kommt, bzw. haben wir eigentlich immer den Überblick über unser Konto und die Kreditkarten-Zwischenabrechnung. Und trotzdem, so seltsam das auch klingen mag, tut es „weniger weh“ mit der Karte zu zahlen als einen ganzen frischen 100er anzubrauchen. (Einsendung 10)

Die wertvollen Scheine einzutauschen in eine Dienstleistung wie eine Bahnfahrt ist schwieriger, als die Karte hierfür einzusetzen: An anderer Stelle machen sich die Teilnehmer/innen gezielt die Eigenschaften der elektronischen Zahlung zunutze, wie jener Einsender, der von seinem Zugkartenkauf anschaulich Folgendes berichtet:

Ich fahre öfters mal übers Wochenende nach Wien: Das Ticket hin und retour macht 60 Euro aus, das heißt, mindestens einen 50er und einen Zehner. Man sieht das Geld noch kurz, schwups, eingezogen und auf nie-mehr-wiedersehen weg. Rauskommen tut ein Papierchen, Ibk-Wien und zurück. Ich hab das einige Male mitgemacht, mittlerweile schaff' ich es nicht mehr – ich zahl' nur noch per Karte. Das ist um vieles bequemer, Karte rein, Pin – und die Karte kommt wieder raus, und dieses Papier! (Einsendung 20)

6 Aldo J. Haesler: Irreflexive Moderne. Die Folgen der Dematerialisierung des Geldes aus der Sicht einer tauschtheoretischen Soziologie. In: Christoph Deutschmann (Hg.): Die gesellschaftliche Macht des Geldes. Wiesbaden 2002, 177–200 (= Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 21).

In einigen Fällen wird also doch das Plastik- dem Bargeld vorgezogen, und zwar immer dann, wenn es um große und damit auch schmerzliche Anschaffungen geht. Hier scheint es eine Abwägung zu geben, zwischen der Akzeptanz der geringeren Kontrolle und dem möglichen Rückschritt bei der Selbstmodifikation einerseits und dem geringeren Schmerz durch das Verstecken des Verlustes andererseits. Es hat seine Gründe, warum elektronische Zahlungsverfahren nicht den gesamten Geldalltag durchdringen, aber dort, wo sie verwendet werden, werden die ansonsten an ihnen wahrgenommenen Nachteile zum eigenen Vorteil eingesetzt. Damit weist die Unterscheidung von Karten- und Bargeld die Charakteristika von „*earmarked money*“ (markiertes Geld) nach Viviana Zelizer auf.⁷ Beide Geldarten werden eben nicht gleichberechtigt verwendet, sondern nach ihrer Sichtbarkeit getrennt und gezielt für bestimmte Einsätze reserviert. Und diese Tricks im Umgang mit Geldformen zielen letztlich auf die Arbeit am Selbst im alltäglichen Konsum. Die Einsender/innen sind sich dabei der Inkonsistenz ihres Handelns sehr wohl bewusst und geben diesen in ihren Kommentaren auch viel Raum. Mit einem Augenzwinkern aber gelingt es ihnen schließlich, „das Biest [Geld, Anm. Autor] zu zähmen“⁸, und sie gewinnen auch durch das Stilmittel der Selbstironie in der Darstellung an Kontrolle über sich selbst.

7 Viviana Zelizer: *The Social Meaning of Money. Pin money, paychecks, poor relief and other currencies.* New York 1994, 25–30.

8 Unterweger (wie Anm. 1), 146.